

Nachrichten von der Missionsstation Reichenau.

Best steht der Mensch ziemlich ratlos da; die empfohlenen Bekämpfungsmittel sind meistens nur für kleine Flächen anwendbar. Die südafrikanische Zeitung „Volkskrust“ berichtete unter anderem Folgendes: Eine Armee von Raupen zog dieser Tage durch die Gegend, auf ihrem Wege alles zerstörend. Unter dem Mikroskop sind diese Insekten reizend liebliche Tiere, glänzend schwarz und weißlich gestreift. Die Feldfrüchte wurden stark beschädigt, besonders „Tass“ (eine kultivierte Grasart). An den Eufalyptusbäumen wurden die Blätter abgefressen. Angesichts der drohenden Gefahr griffen verschiedene Farmer schnell zur Mähmaschine und schnitten Tass und andere Futterpflanzen nieder und schafften sie nach Hause. Auf einer Farm wurde ein 60 acres großes Feld mit Tass völlig abgefressen. . . . Die Straße war schwarz von Raupen, die auch die Felder zu beiden Seiten der Straße noch bedeckten. Eines Morgens machte sich noch eine andere Plage bemerkbar: Millionen von Motten waren überall zu sehen. Die Eingeborenen segten sie auf den Straßen zusammen und schaufelten sie in Karren. Die Motten drangen auch in die Häuser ein und lagen einen Zoll hoch über den Möbeln und auf dem Fußboden.“

Zur Abwendung dieser Gottesgeißel und zur Erleichterung des so notwendigen Regens hielt man in Centocow am Sonntage Septuagesima unter zahlreicher Beteiligung von Christen und Heiden eine Bittprozession ab. Der Himmel erhöhte gnädig das innige Flehen. Die Raupen verschwanden und fruchtbarer Regen erfrischte das ausgetrocknete Erdreich.

Nachrichten von der Missionsstation Reichenau.

Von P. Sixtus Wittkind, C. M. M.

Reichenau, die älteste Filiale von Mariannhill, war im Anfange eine vielversprechende Missions-Station, da viele Kaffern in der Umgebung wohnten. Aber das sollte nicht so bleiben. Das Land wurde bald in Farmen aufgeteilt und der Häuptling „Sakahedwa“ zog mit dem größten Teile seiner Leute fort. So blieb, außer den Leuten auf dem Missionsland, nur ein kleiner Teil zurück, nämlich solche, die auf den Farmen im Dienste der Eigentümer beschäftigt sind. Das war für die Reichenauer-Mission und Schule ein sehr großer Nachteil. In letzterer waren infolgedessen Jahre lang nur 60–70 Kinder. In den letzten 10 Jahren ist die Schülerzahl auf 110–120 gestiegen. Heute erfreut sich die Schule auch eines guten Rufes bei der Regierung, die sich sehr lobend über ihre Leistungen ausspricht und folglich auch beim Volk. Es waren auch immer eine Anzahl von Kindern von den Locationen (für Ansiedlung von Kaffern reservierte Bezirke) in der Schule. Durch die eben genannte Auswanderung des größten Teiles der schwarzen Bevölkerung, wurde Reichenau ganz und gar isoliert und nach allen Seiten von Farmen eingeschlossen, so daß man, um zu den Locationen zu kommen, mindestens 12 Meilen reiten muß.

Das erschwerte die Missionsarbeit ungemein und ein schwächlicher Missionar braucht da überhaupt nicht anzufangen. Selbstverständlich kann die weite Entfernung vom Missionsgebiet für den Missionar kein Grund sein, seine Tätigkeit auf das der Mission gehörende Land und seine Leute zu beschränken. Schon mein Vorgänger, Rev. P. Apollinaris Schwammberger, hatte daher auswärtige Missionen angefangen, bei einem Farmer, der hart an der Grenze einer Location wohnt, im Jahre 1905 ein kleines Grundstück gepachtet und darauf eine

Außenstation „St. Emanuel“ errichtet. Dort war seitdem fast jeden Sonntag Gottesdienst und Predigt; seit einem Jahre ist auch eine Tageschule dort, die aber nur mit großer Selbstverleugnung der Lehrerin bestehen kann wegen der Unregelmäßigkeit im Schulbesuch; allerdings haben sich die Eltern jetzt endlich entschlossen, die Kinder zur Schule gehen zu lassen. Gegenwärtig besuchen 32 Kinder ziemlich regelmäßig die Schule. Vor etwa zwei Monaten habe ich neben dem Wohnhaus einen Brunnen graben lassen, weil auf dem Platz selbst kein Wasser ist. Auf zirka 40 Fuß Tiefe ist Wasser gekommen, das den Bedarf bis jetzt völlig deckt. Das Wasser scheint sehr gesund zu sein, hat aber milchige Farbe. Die Erdbarten, welche aus der Grube zu Tage gefördert wurden, sind sehr zart und vielartig. Um damit zu künchen, braucht man sie bloß mit Wasser anzurühren.

Der Friedhof von St. Emanuel hat schon über 200 Gräber. Daß ein solcher da ist, habe ich der übergroßen Freundlichkeit und Großmütigkeit des Farmeigentümers zu verdanken. Auf einem gepachteten Grundstück nämlich einen Friedhof anlegen, würde unter Tausenden seiner erlauben. Man könnte mir einwenden, ob das klug sei, auf einem Grundstück, das bloß auf einige Jahre gepachtet ist, einen Friedhof anzulegen? Ich antworte darauf: „Klug ist es nicht! Aber doch nach meiner Ansicht besser, als die Gräber an hundert von Plätzen verteilt und der Verunehrung und dem heidnischen Ceremoniell ausgesetzt zu sehen.“ St. Emanuel, als die älteste, nach Süden gelegene Filiale von Reichenau, hat, wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch befriedigende Missionsergebnisse aufzuweisen. Die Schule, unter der trefflichen Leitung der Schwester Febronia Ulrich, wird wohl viel dazu beitragen, das ganze Missionsleben in kurzer Zeit sehr zu heben. Gebe das Gott!

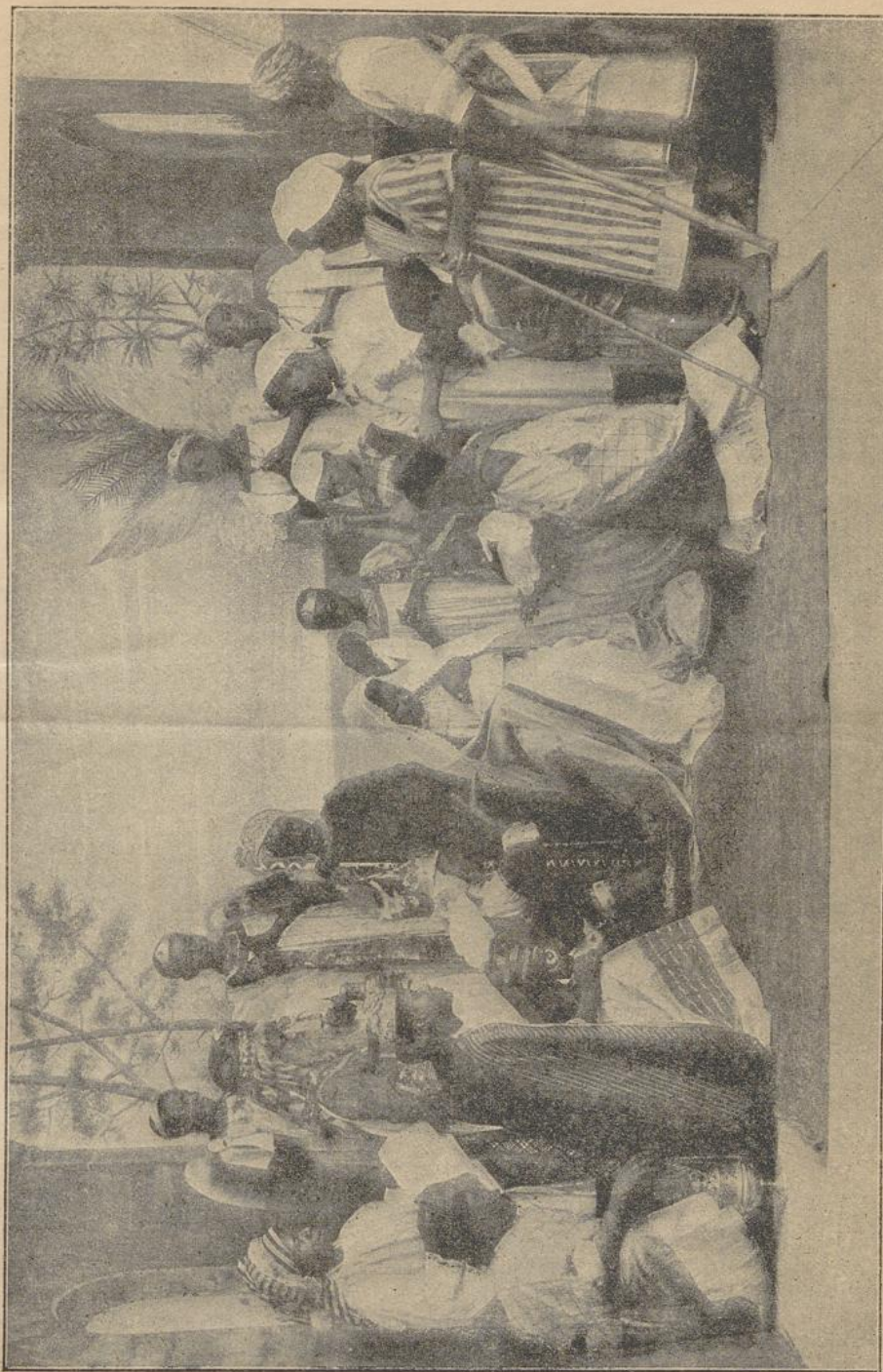
Die nächstälteste Filiale ist „St. Salvator“, nordwestlich von Reichenau in einer Entfernung von etwa 13 Meilen gelegen. In dieser Gegend sind auf 30–40 Meilen nur Farmen, somit muß diese Filiale auch auf einer Farm sein. Diese Farm gehört einem alten Ntuta, der, ich weiß nicht wie, dorthin gekommen war und diese Farm gekauft hatte. Dieser gute Mann war froh, einen Weißen zu haben, der, wie er sich ausdrückte, ein Busch für ihn sein sollte, hinter den er sich vor den weißen Nachbarfarmen verstecken könnte, von denen er immer fürchtete, sie möchten ihm die Farm ganz oder teilweise abnehmen. Mit diesem Manne machte ich einen Mietvertrag auf 50 Jahre für eine nominelle Rente von 1 Schilling per Jahr. Die Größe des Grundstücks beträgt 3–4 acres. Das ist sehr billig. Nicht umsonst fragte der Magistrat den Ueberbringer des Schriftstückes vor dem Unterzeichnen zu wiederholten Malen, ob er auch wisse, was in dem Schreiben stehe und auf wieviele Jahre der Kontrakt laufe.

Nachdem der Kontrakt unterzeichnet war, wurde die gepachtete Fläche mit Draht eingezäunt. Sogleich wurde auch mit dem Bau der Kapelle begonnen. Am 26. Dez. 1910 konnte letztere eingeweiht werden und seitdem ist regelmäßig 1–2 mal im Monat Gottesdienst, der vom Missionar gehalten wird, an Sonntagen hält ihn in Abwesenheit des Missionars ein Katechist. Es ist dort auch ein Friedhof bei der Kapelle, der schon viele Gräber aufweist. Die dortige Christen-Gemeinde ist zwar klein, aber doch größer als ich es erwartet hatte. Sie ist solid und hat mir schon viele Freude gemacht, mehr als irgend eine andere Filiale.

Die dritte Filiale von Reichenau ist „St. Stefan“, etwa 12 Meilen weiter westlich hinter St. Salvator gelegen.

Dort wohnten einige Christen unserer Kirche mitten unter Heiden und Protestanten. Diese zerstreuten Schäflein drangen immer in mich, ihnen eine Kapelle zu

sich auf einen schriftlichen Kontrakt nicht einlassen. Er sagte nämlich, für den Fall, daß er einmal die Farm verkaufen wolle, könnte so ein Kontrakt ein unliebsames



Ein Weihnachtsspiel.

bauen. Das war aber nicht leicht, denn der Farmeigentümer war ein Schwarzer und zwar Protestant. Es war aber in der Nähe eine, einem Engländer, mit Namen Taylor, gehörige Farm. Mit diesem setzte ich mich in Verbindung und er ging darauf ein, mir auf unbestimmte Zeit einige acres zu verpachten. Nur wollte er

Anhängsel sein. Da er sonst ein wohlmeinender Mann war, begnügte ich mich mit mündlichem Kontrakt. Die nominelle Rente war nach Uebereinkunft ein Schilling per Jahr. An einem von Mr. Taylor bestimmten Tage ging ich mit ihm zu der Stelle, wo ich ein Grundstück von seiner Farm haben wollte. Es war das am

Füße einer sehr hohen Bergwand. Wir ließen unsere Pferde oben stehen. Mr. Taylor, der von Jugend auf das Klettern gewohnt war, ging in schnellem Tempo den steilen, von hohem Gras bewachsenen Berg hinunter, sich immer an dem Gras von hinten festhaltend. Ich tat ein Gleiches. Der Platz war eine recht wüste, schauerliche Ecke, sehr stark abfallend. Bald hatten wir uns über den Platz geeinigt. Mr. Taylor hat mir bis heute noch keine Schwierigkeit gemacht.

Jetzt aber hieß es, den Bau von St. Stefan, so sollte der Platz heißen, beginnen. Am Feste dieses Heiligen, des 3. Abtes von Cîteaux, am 16. Juli 1913, wurde der Platz für die Kapelle geebnet, wobei mir Br. Melchior und zwei unserer Mönche, die für die Ferien nach Reichenau gekommen waren, halfen. Dann begann das Bauen. Es dauerte recht lange, bis einmal die Mauermauern auf halbe Höhe gebracht waren und als sie soweit waren, stockte die Arbeit. Der Arbeiter, welcher den Bau aufzuführen sollte, hatte den Mut verloren. Ich ging deshalb auf einige Tage hin, ließ einige Burischen aus der Nachbarschaft rufen, versprach jedem 1 Schilling und begann mit diesen Mäuren zu tragen. Einer der Burischen mußte die Mäuren stecken, die Anderen halfen mir tragen. Bald hatte der Baumeister vollauf zu tun, die Arbeit gedieh an einem Tag so weit, daß er das Wenige, was noch zu machen war, freudigen Mutes fertig stellte. Jetzt mußte der Dachstuhl herbeigeschafft werden. Es war ein Weg von zirka 30 Meilen und dann blieb erst noch der steile Abstieg. Da der Weg viel zu steil war zum Gehen. — namentlich mit so schwerer Holzlast —, beschloß ich, die betreffenden Holzstücke einfach über den Felsenkranz, einige tausend Fuß oberhalb des Bauplatzes, hinab zu stürzen. Das wurde auch ausgeführt. Dann ging Br. Josef, unser Schreinermeister, hin, den Dachstuhl aufzustellen; dann folgte das Decken mit Stroh.

Endlich am 13. November 1913 konnte die Kapelle eingeweiht werden. Die Reichenauer Schulkinder und einige Schwestern waren bei der Feier anwesend. Rev. B. Notker Vorpriel hielt die Festpredigt und den Festgottesdienst. Er bemerkte nach dem Gottesdienst, daß der aus der Sakristei kommende Duft ihm die Andacht gestört habe. Die Sakristei mußte nämlich an dem Tage wegen Mangel an Raum als Küche dienen. — Die Feier verlief recht erbaulich und alle Teilnehmer gingen vergnügt nach Hause. Nach einiger Zeit wollte es mich fast reuen, jовiel Mühe und Schweiß für die neue Station geopfert zu haben. Aus meinen Notizen ersehe ich, daß ich am 10. Januar 1914 mutterseelenallein dort die hl. Messe gelesen habe. Auch nachher waren öfters kaum ein halbes Duzend Leute bei der hl. Messe und diese Messe zu lesen, mußte ich einen Weg von 25 Meilen machen. Nun, Gott sei Dank, heute ist die Sache anders. Eine Schar junger Christen füllt die halbe Kapelle und die andere Hälfte ist mit Katechumenen und Heiden angefüllt. Seitdem ich regelmäßig einen schwarzen Katechisten hinschicken konnte, ist ein ganz anderes Leben in St. Stefan. Voriges Jahr, im Mai, wurde auch eine Schule dort eröffnet, die am Schlusse des Jahres 25 Kinder zählte. Ich habe jetzt große Hoffnung, daß die auf St. Stephan verwendete Mühe sich reichlich lohnen werde, was zum Teil schon geschehen ist.

Meine Gedanken waren schon seit Jahren immer auf die östlich und nord-östlich liegende Location gerichtet, wo ich nur Katechistenstellen, aber keine Kapellen hatte. Ich überlegte immer, wie ich es anstellen sollte, da einen Platz zu erobern; das ist nämlich für uns Katholiken schwerer als für die anderen Konfessionen. Ich entschloß

mich endlich anfangs 1913, einmal eine Eingabe an die Regierung zu machen, um 2 Plätze zu erhalten. Ich erhielt als Antwort ein Formular zugehört mit der Weisung, die verschiedenen, diesbezüglichen Angaben zu machen. Ich schickte das Formular der Regierung zurück und dann war alles still. Der Magistrat Mr. Clark war sehr zuvorkommend und hatte mein Gesuch empfohlen. Er sagte mir auch einmal ganz offen, daß er unsere Schulen denen aller anderen Konfessionen vorziehe, weil wir etwas leisteten.

Die Gewährung der erbetenen Plätze wurde verzögert, weil unser drei Bewerber waren, die auf dem beschränkten Terrain eine Kapelle resp. Schule haben wollten. Einer war von der Scotch Free Church, ein anderer von den Wesleyanern und der dritte war ich. Als der Wesleyanische Bewerber, der Prediger von Tzopo war, etwa 40 Meilen weit hergekommen war, um seinen Platz zu bezeichnen, fand er, daß er von seinem schwarzen Katecheten nicht der Wahrheit gemäß unterrichtet worden war. Es zeigte sich, daß der Leute so wenige waren, daß es sich für ihn nicht lohnte, eine Kapelle zu errichten. Als nun noch der Herr von der Scotch Free Church ihm versicherte, daß er als Nachbar diese paar Schäflein übernehmen wolle, war er zufrieden und zog seine Petition zurück. Das hatte zur Folge, daß ich eines Tages, gelegentlich eines Besuchs beim Magistrat, von dessen Frau hörte, es sei ein günstiges Schreiben gekommen und sie glaube, daß nichts mehr im Wege stehe, mit dem Bauen zu beginnen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Der Magistrat hatte mich einige Zeit vorher eingeladen, in der Gegend, wo ich eine Kapelle wünschte, mit ihm einen Platz auszuwählen. Am festgesetzten Tage trafen wir uns in der Nähe eines Stores an der Landstraße und ritten dann miteinander hinein in die Location. Er deutete auf einmal auf einen terrassenförmigen Hügel und sagte: „Wie wäre dieser Platz da auf dem breiten Hügel?“ „Ausgezeichnet!“ erwiderte ich. Wir ritten hin zu dem Hügel und fanden, daß es wirklich ein prächtiger Ort für eine kleine Missionsstation sei. Die Wahl war gut ausgefallen und wir gingen beide vergnügt nach Hause. Auf die eben erwähnte Aussage der Frau des Magistrats hin fing ich gleich, am 16. Oktober 1913, damit an, daß ich zunächst den Platz provisorisch aussteckte. Am 23. ging Br. Josef hin, um die Kapelle auszustechen und am 27. begann die nähere Vorbereitung zum Bauen, die darin bestand, daß die für die Pfosten bestimmten Löcher gegraben wurden. Das war keine kleine Arbeit; denn jedes Loch mußte in dem steinigten Boden, der eine einzige, allerdings weiche Steinmasse bildete, ausgemeißelt werden. Langsam nur ging diese Arbeit voran. Unterdessen wurden die für die Pfosten und für den Dachstuhl bestimmten Bäume in unserem selbstgepflanzten Walde gefällt und zugerichtet und das notwendige Stroh geschnitten. Sobald die Pfosten alle standen und der Dachstuhl darauf gesetzt war, wurde gleich gedeckt. Ich hatte meine helle Freude, weil alles so voran ging und Hoffnung war, bis Weihnachten Kirchweih halten zu können. Da — auf einmal, als auch das Flechtwerk der Wände beinahe fertig war, kommt ein Brief vom Magistrat, ich soll an dem und dem Tag zur Location kommen wegen des Baues. Da ich selber an dem Tag verhindert war, schickte ich Br. Zintan, unsern Schaffner, hin. Als er dort ankam, ging der Herr, den er dort vorfand, mit ihm zu dem Platz und suchte ihm klar zu machen, daß der Bau an der unrichtigen Stelle stehe. Der Bauplatz sei zu nahe jenem Orte, der dem Herrn von der Scotch-Kirche angewiesen sei. Er sagte

darauf ganz bestimmt, daß jede Arbeit bis auf weiteres eingestellt werden müsse. Vermessungen wurden nun vorgenommen; als Ergebnis wurde mir mitgeteilt, daß ich meinen Bauplatz etwa 1½ bis 2 Meilen verschieben müsse. Das war eine sehr unerquickliche Geschichte, denn dadurch wären wir bis auf die Grenze der Location verdrängt worden, auf einen sehr ungünstigen Platz außerhalb des Missionszentrums. Aber zum Glück war Rev. Moodie, so hieß der Herr, dem die protestantische Schule gehörte, mit seinem Bauplatz auch nicht zufrieden; er wäre gern einige Meilen von dem ihm angewiesenen Platz weg gewesen. Er machte eine diesbezügliche Eingabe bei der Regierung und wartete lange Zeit auf Antwort. Er kam unterdessen wie gewöhnlich öfters an Reichenau vorbei und spannte regelmäßig für 1 oder 2 Stunden aus. Jedesmal war meine wichtigste Sache, zu fragen, ob noch keine Antwort von der Regierung da sei. Aber immer erhielt ich dieselbe verneinende Antwort. Schließlich sagte er mir eines Tages: „Jetzt bin ich des Wartens müde! Ich bekomme keine Antwort; meine Leute drängen mich zum Bau; sie sagen, das Baumaterial geht bei dem langen Liegen zugrunde; ich will jetzt zu bauen anfangen; denn ich habe ja längst Erlaubnis für diesen Platz. Ich habe schon angefangen, das Baumaterial zu transportieren.“ Das war freilich für mich eine niederschmetternde Nachricht. Also sollte ich verurteilt sein, entweder ganz aus der Location oder auf die Grenze derselben verdrängt zu werden. Ueberdies sollte ich das mit vieler Mühe schon halb errichtete Gebäude wieder abbauen. Das wollte ich um keinen Preis; denn schon viele Jahre hätte ich nur zu gerne dort ein eigenes Plätzchen gehabt. Ich sagte mich und sagte zu Herrn Moodie: „Bitte, Herr Moodie, wollen Sie mir nicht den Gefallen tun und noch ein wenig zuwarten; vielleicht kommt doch bald gute Nachricht.“ „Aber meine Bretter, Blech und Stroh gehen mir zu Grunde“, entgegnete er. „O da will ich schon helfen“, sagte ich, „wenn Sie einverstanden sind, schicke ich jemand an die Stelle, wo Sie bauen wollen und lasse von Ihrem Blech ein Schutzbach herstellen, unter welchem das übrige Material untergebracht werden kann.“ Herr Moodie mußte meine Beistützung bemerkt haben; denn er war gleich bereit, auf meinen Vorschlag einzugehen und am nächsten Tag wurde er ausgeführt. Herr Moodie wartete und wartete wieder, bis er eines Tages die erwünschte Zusage erhielt. Alles war schon halb gerettet. Unterdessen brach der Krieg aus; aus diesem Grunde wurde uns Ausländern mitgeteilt, daß wir für die Zeit des Krieges keine Petitionen für Bauplätze in der Location einreichen dürften. Das benahm mir fast alle Hoffnung, meine 2 Bauplätze, um die ich unter den Namen „St. Josef“ und „St. Anton“ eingekommen war, zu erhalten. Da blieb nichts mehr übrig, als zu warten und zu beten. Und ganz wider Erwarten geschah das Unglaubliche. Eines Tages, es war gegen Ende August 1915, befand ich mich bei einem Nachbarnfarmer, der mir schon manchen Dienst geleistet hat, auf Besuch. Auf einmal fährt eine Kutsche mit 3 Pferden vor und ihr entsteigt Mr. Clark, unser Magistrat. Er hielt sich nicht lange auf; nachdem er eine Tasse Tee genommen hatte, schickte er sich zur Heimreise an. Er war irgendwo in Amtsgeschäften gewesen. Auch ich wollte nach Hause und ließ meinen Einspänner von dem mich begleitenden Burjchen anspannen. Mr. Clark lud mich ein, in seiner Kutsche Platz zu nehmen. Ich lehnte dankend ab und sagte: „Wer soll mein Gefährt übernehmen; denn mein Burjche reitet?“ „O“, sagte er,

„lassen Sie meinen Polizisten das Pferd führen und Ihrem Burjchen geben Sie die Trap, dann geht's“. Ich folgte seiner Einladung und stieg in seine Kutsche. Auf dem Weg nun sagte er zu mir: „Ich habe etwas erfreuliches für Sie. Die Urkunde für die Besignahme der 2 Plätze „St. Anton“ und „St. Josef“ ist angekommen. Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Ich habe geschrieben, Sie möchten mir 2 Schilling Stempelgebühr dafür schicken“. Das war aber einmal eine Nachricht! Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte. In dieser kritischen Zeit unter solchen Verhältnissen! — Waren doch erst vor kurzer Zeit, am 22. Mai nämlich, alle männlichen Mitglieder unserer Station benachrichtigt worden, sich für die Internierung bereit zu halten. Es kam aber nie dazu. „Aber so eine freudige Nachricht“, sagte ich zum H. Magistrat, „habe ich kaum bekommen, seit ich in Afrika bin“. Wir fuhren noch einige Meilen weiter miteinander, bis zum nächsten Farmer, wo der Magistrat einkehrte, um dort zu übernachten. Ich befand mich natürlich in einer sehr gehobenen Stimmung und rief gleich nach meiner Ankunft zu Hause Br. Josef, den Schreinermeister, um ihm zu sagen, er möge sofort für die Vollendung der St. Antonius-Kapelle Sorge tragen. Das war aber keine leichte Arbeit. Der Bau bestand, wie schon oben gesagt, nur aus Säulen, die einige Fuß tief in den Boden verankert waren und aus einem Strohdach. Beinahe 2 Jahre war alles so gestanden und während dieser Zeit kam ein sehr starker Schneefall. Der Schnee lagerte sich in großen Massen auf das Strohdach und die furchtbare Last drückte derart, daß die Säulen alle nach außen wichen. Wäre nicht jedes Loch für die Säulen in dem Steinboden ausgemeißelt gewesen, der Bau hätte unbedingt einstürzen müssen. Jetzt galt es, die Wände des Baues wieder gerade richten, was nur durch Hebung des Dachstuhlgeschehen konnte. Br. Josef begab sich sogleich dorthin. Er nahm eine Winde mit sich, ferner 6 Säulen, die inwendig fürs Dach notwendig geworden waren und Draht zur Verbindung der Wände miteinander; auch einige starke Leute begleiteten ihn. Seine Arbeit gelang ihm vorzüglich und jetzt konnte man zum Ausfüllen der Wände usw. übergehen. Aber das Wasser fehlte noch. Am 24. Dez. ging ich hin, um einen kleinen Graben auszustechen, der das Wasser einer Quelle aus der Nähe zum Bauplatz bringen sollte. Die Schwarzen schüttelten den Kopf und sagten, das sei vergeblich, nie werde das Wasser zum Platze kommen. Aber es ist gekommen und es verjagt auch in der trockensten Zeit nicht. Es fließt in einer Entfernung von 10 Schritten an der Kapelle vorbei. Bei der großen Entfernung von Reichenau und dem schlechten Material zum Verputzen, wie wir es an Ort und Stelle vorfanden, ging die Fertigstellung nur langsam vor sich. Doch konnte ich die Einweihung der Kapelle auf den 2. Mai 1916 festsetzen. Jetzt war die Frage, soll man es als Ausländer überhaupt wagen dürfen, in dieser Zeit eine feierliche, öffentliche Einweihung vorzunehmen? Da der Magistrat öfters auf seinen Reisen zu uns auf die Station kam, trug ich ihm meine diesbezüglichen Bedenken vor. „Wozu denn da Bedenken tragen“, fragte er. „Halten Sie ruhig die Feier mit Ihren Leuten, wie Sie wollen; ich weiß von der Sache, das genügt; es wird niemand einen Verdacht haben“. Darauf machte ich den Tag der Einweihung der Kapelle bekannt und lud den Intos (Hauptling) der Kaffern und die Leute der Umgebung zur Feier ein. Letztere sollten aber auch beisteuern und Essen mitbringen, was sie auch taten. Am festgesetzten Tage zogen nun die Schule und junge Leute, die zum Schulchor ge-

hörten (Tenor und Baß), sowie Brüder und Schwestern hinunter nach St. Anton. Es hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden. Zuerst nahm ich die Benediktion der Kapelle vor; gegen halb 11 Uhr begann die hl. Messe, während welcher vierstimmige Lieder gesungen wurden. Nach derselben war Pause und Frühstück für mich. Kurz darauf fand die Predigt statt; dann hielten auch die Katechisten Ansprachen an das Volk. Darauf folgte das Mittagmahl. Der Häuptling und seine Minister hatten einen großen Appetit mitgebracht; sie interessierten sich deshalb sehr für Fleisch und Kaffernbier. Wir, die von Reichenau gekommen waren, konnten uns nicht lange aufhalten, sondern mußten gegen 3 Uhr aufbrechen, um noch vor Einbruch der Nacht mit den schweren Wägen heimzukommen. Seitdem ist in St. Anton jede 2. oder 3. Woche hl. Messe usw.; jeden Sonntag und Dienstag Unterricht und Gottesdienst durch den Katechisten. Am 8. August 1916 wurde dort auch eine Schule eröffnet, die aber bis heute mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, da die Leute sehr hart sind und wenig Interesse zeigen für Schulwesen. Da heißt es Geduld haben und zum Kirchenpatron St. Antonius beten, damit auch diese Schwierigkeiten allmählich verschwinden und die Schule das werde, was sie sein soll, nämlich ein mächtiges Förderungsmittel zur Befehrung der Seelen. Die Schule zählt 25 Kinder.

„St. Josef“ ist die letzte bisher gegründete Außenstation von Reichenau. Wie für St. Anton, so wurde auch für St. Josef der Platz vom Magistrat und von mir schon 1913 an einem dazu bestimmten Tage ausgesucht. An diesem Tage war auch der Bezirkshauptling mit seinen Räten erschienen, jedenfalls vom Magistrat gerufen. Als nun am 29. Juli 1915 die Genehmigung ankam, ging ich bald nachher, am 2. August nämlich, dorthin, um den Platz abzugrenzen und die Baustelle für die Kapelle näher zu bezeichnen. Als dieses geschehen war, schaute ich mich gründlich nach Wasser um. Ich hatte zwar schon vorher so im Vorübergehen in einer Schlucht ein kleines Wasserlein gesehen und machte mir deshalb wenig Sorge wegen der Versorgung der Station mit Wasser. Jetzt aber fand ich bei genauerem Nachsehen, daß das Wasser ichmußig sei, schwach fließe und überhaupt im Winter verfriege. Das erfüllte mich mit banger Sorge, denn weit und breit war sonst kein Wasser zu finden, das ich hätte herleiten können. Bald war ich entschlossen, den Platz ganz aufzugeben; ich suchte einen anderen, wo in nächster Nähe eine starke Quelle aus dem Boden hervorquoll. Darauf bat ich den Magistrat, den neuergewählten Platz gut zu heißen, was er auch tat. Hierauf steckte ich die St. Josefskapelle aus und der Rajenbau wurde begonnen. Es kostete auch hier manchen Kummer, Verdruß und Schweiß, da persönliches Eingreifen hie und da bei der Arbeit notwendig wurde, damit das Baumaterial, welches von weither zugefahren resp. getragen werden mußte, an Ort und Stelle kam.

Endlich aber kam mit dem 19. September der Tag der Einweihung. Dieser verlief in ähnlicher Weise wie bei den anderen Kapellen. Es ist auch dort jetzt eine Tageschule, die gegenwärtig von 35 Kindern besucht wird. Hier, wie in St. Anton, ist ein spezielles Schulhaus im Bau begriffen, da es sich nicht empfiehlt, Schule zu halten in einer Kapelle, wo auch hl. Messe gelesen wird. Es ist nicht möglich, den Kindern die notwendige Ehrfurcht bei dem Gottesdienst beizubringen, wenn ein und dasselbe Haus bald Kirche bald Schule ist. Es ist schon leichter, etwas zu bauen, weil die Schwarzen sich doch allmählich etwas williger zum Mithelfen herbeilassen.

Die geneigten Leser ersehen aus dem hier Gesagten, daß die Mission hier bei uns durch den Krieg keine Einbuße erlitten hat. Sie ist stetig vorangeschritten.

Beim Beginn des Krieges war die letzte Nummer im Taufbuch 1700 und heute 2755. Im Totenbuch war damals die letzte Nummer 629, jetzt 1106.

Wir haben uns wenig zu beklagen gehabt über die Behandlung von Seiten der Regierung während des Krieges. Freilich durften wir nicht aus dem Magistratsbezirk heraus ohne schriftliche Erlaubnis. Auch monatliche Meldung beim Magistrat, späterhin bei einem Nachbarfarmer, war uns vorgeschrieben.

Im Uebrigen war die Missionstätigkeit in keiner Weise beschränkt. Es sei hier noch gestattet, zu bemerken, daß die Natal Agrikultur Union während der Kriegszeit unserer Mission Reichenau zweimal den 2. Preis (jedesmal im Betrag von 400 Mark) für Baumpflanzungen zuerkannt hat. Den Betrag erhielt ich auch wirklich zugesandt. Preisrichter war Hr. J. E. Henkel.

Gottseliger Tod einer schwarzen Herz Jesu-Verehrerin.

Von Br. Adrian Pellazino, C. M. M.

Wo immer unsere hl. Religion Wurzeln faßt, findet der göttliche Heiland treue Seelen, die sich in ganz besonderer Weise zu ihm im allerheiligsten Altarssakramente hingezogen fühlen. So eine bevorzugte Seele war unsere Viktoria.

Als erwachsenes Mädchen war sie auf unsere Missionsstation Centocorn gekommen. Dem göttlichen Heilande, dem sie sich besonders geweiht hatte, diente sie hier 26 Jahre im jungfräulichen Stande. Von allen auf der Station wurde sie sehr geachtet wegen des schönen Beispiels, das sie allezeit gab, wegen ihrer innigen Frömmigkeit und wegen ihrer musterhaften Berufstreue. Sie war immer in das Gebet vertieft; auch bei der Arbeit, die sie stets zur vollen Zufriedenheit verrichtete, bewahrte sie immer die Sammlung. Eine ganz besondere Liebe trug sie zum göttlichen Herzen Jesu. Soweit ihre Berufspflichten ihr es gestatteten, war sie fast immer — sei es am Morgen oder am späten Abend, bis die Kirche geschlossen wurde — vor dem allerheiligsten Sakramente in der Kirche auf den Knien. Als besondere Gnade erlebte sie sich vom göttlichen Heilande, er möchte sie an einem Herz Jesu-Freitage sterben lassen. Ende des Jahres 1918 erkrankte sie plötzlich und schon nach dreitägiger Krankheit starb sie wohl vorbereitet an Herzlähmung am Herz Jesu-Freitag des Monates Dezember. Ihr Tod war so friedlich und so sanft, wie ihr ganzes Leben. Bei ihr zeigte sich so recht, daß ein tugendhaftes Leben die beste Vorbereitung auf einen guten Tod ist. Ein frommer Schriftsteller sagt: „Gewissenhafte Menschen schlafen im Tode ein wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf den Armen der Mutter einschlummern.“ Welch edle Seele in ihr wohnte, das sieht man daraus, daß sie sich noch kurz vor dem Tode angeboten hatte, eine in Todesnöten liegende, verlassene Greisin zu pflegen. Diese ging aber noch einen Tag vor Viktoria in ein besseres Jenseits hinüber.

Ihr edler Charakter kam auch damals, als die vor Jahren verstorbene langjährige Vorsteherin des Marienhauses, Schw. Coletta, schwer erkrankt darniederlag, schon zum Ausdruck. Schw. Engelberta berichtete seinerzeit über die Treue und Anhänglichkeit der Marienhausesmädchen und über die opferwillige Liebe derselben gegen